

Das Licht unter dem Scheffel

Von der Suche nach Friedenssuchern

„Gesucht werden Artikel über oder noch besser von Menschen, die ihr Leben, ihre biographische Situation, ihr Engagement, ihre berufliche Tätigkeit als ihre ganz persönliche Suche nach Frieden verstehen. Die Artikel sollten den Charakter eines persönlichen Statements, eines Lebens- oder Glaubenszeugnisses in Bezug auf ihr Engagement, ihre Tätigkeit, ihre Erfahrungen haben.“

Mit diesem Auftrag der Redaktion von Unsere Seelsorge machte ich mich auf die Suche nach Friedenssuchern in meinen Arbeitsfeldern in der Seelsorge für Menschen mit Behinderungen und in der Krankenseelsorge. Menschen, deren Lebens- und Glaubenszeugnis vor allem mit der Suche nach „dem Frieden mit sich selbst“ zu tun haben, habe ich gefunden. Artikel habe ich leider nicht bekommen. Die Angesprochenen zögerten vor einer Veröffentlichung zurück oder lehnten es am Ende ab, darüber in einer subjektiven Perspektive zu berichten. Dennoch habe ich bei der Suche einige bemerkenswerte Erfahrungen gemacht.

Oft begegne ich Menschen, die angesichts von Krankheit oder Behinderung auf einer solchen Friedenssuche sind. Wie oft stellt sich die Frage, wie man nach schlimmen Erfahrungen, nach dem Verlust geliebter Menschen oder erhoffter Lebenschancen wieder Frieden finden kann, trotz Trauer, trotz Selbstvorwürfen oder Vorwürfen durch andere lernen kann, weiter zu leben. Manche Menschen sind trotz Krankheit oder Behinderung „zu-frieden“ oder wirken zumindest so. Ich treffe allerdings auch immer wieder Menschen, die in ihrem eingeschränkten Leben keinen Frieden mit sich und mit Anderen finden.

Ein zufriedener Mensch

Seit unserer Kindheit kenne ich einen Mann mit sogenannten Lernschwierigkeiten. Wir sind zusammen ins Messdienerlager gefahren und uns danach im Laufe des Lebens immer wieder begegnet. In den letzten Jahren hat er mir mehrmals als „Prüfer“ beim Übersetzen verschiedener Texte in Leichte Sprache geholfen. Gemeinsam lasen wir die

Übersetzung und er machte mich auf die Stellen aufmerksam, die noch nicht gut zu verstehen waren.

Neulich tauschten wir Erinnerungen aus. Wie schon oft überraschte er mich mit einigen Bemerkungen und Geschichten aus seinem Leben. Manches wusste ich noch nicht. So hatte er, der drei Jahre älter ist als ich, die gleiche Lehrerin in der Grundschule. Ich konnte danach aufs Gymnasium gehen, er war an der Hauptschule angemeldet, ging dann aber doch zur Sonderschule. Viele Jahre arbeitete er in der gleichen Firma wie sein Vater als „Mädchen für alles“, brachte Altglas weg, mähte 180 m² Rasen mit einem Handmäher, machte aber auch manchmal einfach Quatsch. Mit 50 Jahren konnte er nicht mehr zu Hause wohnen bleiben, da war es mit der Arbeit in der Schreinerei vorbei.

Inzwischen arbeitet er in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderungen. Eigentlich ist das Inklusion rückwärts – aber damit Inklusion gelingt, müssen eben alle Bedingungen passen. Nach einigen Jahren in einer Wohngruppe steht nun ein Umzug in eine eigene Wohnung, in das betreute Wohnen an. Jeden Morgen um sechs oder halb sieben steht er auf, liest die Zeitung und nimmt so „Anteil“ an der Welt. Immer wieder fragt er, warum Menschen die schlimmen Dinge tun, die man in der Zeitung lesen kann. Daraus entwickeln sich unsere kurzen, aber intensiven Dialoge: „Ich wünsche mir mehr Frieden in der Welt.“ „Kannst du dafür etwas tun?“ „Ich glaube nicht.“ Oder: „Hilft die Kirche dabei, Frieden zu finden?“ „In der Kirche sagt der Priester immer: Der Friede sei mit euch!“

Was kann das für ihn bedeuten – der

Friede sei mit dir? Mal rausgehen und mit Nachbarn oder anderen Leuten quatschen, mal einfach in Ruhe, in Frieden gelassen werden. Nach Möglichkeit selber entscheiden? Er könnte sich etwa vorstellen, ältere Menschen in einem Altenheim zu besuchen – wenn es denn die Erlaubnis dazu gäbe. Nach Hause kann er nicht mehr. Die Eltern sind verstorben, das Elternhaus ist verkauft. Das Haus möchte er nicht mehr sehen. Aber zum Friedhof fährt er regelmäßig, um das Grab seiner Eltern zu besuchen. Bei allen Einschränkungen – er ist ein zufriedener Mensch.

Friedenssuch-Helfer

Friedenssucher sind ebenso Menschen, die anderen Menschen helfen, Frieden mit sich selbst zu finden. Ich begegne in meinem Arbeitsfeld immer wieder Menschen, die eine solche Friedenssuche als „Inbegriff von Seelsorge“ verstehen. „Menschen helfen, in Frieden mit sich selbst zu kommen, versöhnt sein mit sich und seinem Leben, ist für mich der Inbegriff von Seelsorge, wie ich sie verstehe und für die ich stehe.“

Sein Engagement, wie das vieler seiner Kolleginnen und Kollegen in der Behinderten- und Krankenseelsorge ist aus dem Glauben heraus motiviert und hat mit missionarischem Christsein zu tun: Erst etwas tun und vielleicht noch darüber reden. So handeln, dass andere fragen, warum man das tut und dann sagen, dass es etwas mit dem Glauben zu tun hat. Dabei ist völlig klar: Das Tun ist wichtiger als das Reden darüber, erst recht, wenn es die „berufliche Berufung“ ist, dann gilt es eher als selbstverständliches professionelles Handeln. „Friedensarbeit ohne persönliche Versöhnungsarbeit mit sich selbst ist für

mich nicht möglich. Alle Aktivitäten meiner Seelsorgearbeit stehen unter diesem Wort, von der Beratung über politische Aktivitäten bis zu Gesang und Liturgie. Aber das ist teilweise sehr speziell und sehr individuell und als Auftrag (wenn auch selbst gesetzt) irgendwie professionell. Ich stehe nach wie vor zur Sache, bin aber wohl für die angefragte Art der Selbstdarstellung (Selbstzeugnis) nicht die geeignete Person. Ich komme schließlich noch aus einer Generation, in der man sich nicht selbst darstellt (Eigenlob stinkt!)“ Das bedeutet nicht, dass das persönliche Zeugnis generell auf der Strecke bleibt. Der Grad der Öffentlichkeit beschränkt sich allerdings in solchen seelsorglichen Situationen auf den persönlichen und überschaubaren Kontakt. Das Zeugnis findet in der konkreten Begegnung statt, nicht über Medien in der breiten Öffentlichkeit.

Andere Friedenssuch- Helfer/innen, die ich ansprach, hatten zu viel zu tun, um über dieses Tun auch noch zu schreiben. „Leider ist mir die Zeit zu knapp. Das kann ich nicht mehr leisten, zumal die nächsten Wochenenden terminlich gesättigt sind.“ Das gilt auch für Friedenssucher/innen in (Bildungs-)Einrichtungen, die vielfältige Angebote zur Trauerbegleitung machen oder sich im Trauernetz engagieren. „So sehe ich unseren Beitrag: dass wir begleitend unterstützen, dass Menschen mit Gott versöhnt werden. Aber jetzt steht gerade die Programmplanung an. Für einen Artikel bleibt da keine Zeit.“

Ausdruck christlicher Selbstverständnisse

Trotz aller Überzeugungsbemühungen und langer Mail-Wechsel gelingt es mir nicht, meine Ansprechpartner, die für mich beispielhafte Friedenssucher sind, dazu zu bewegen, ihr Engagement öffentlich als Konsequenz ihrer persönlichen Überzeugung anzusprechen. „Ich möchte gerade allerdings keinen Artikel ‚über mich‘ schreiben. Mir ist nicht danach, mich zu exponieren. Wahrscheinlich geht es darum auch gar nicht, aber es fühlt sich ein bisschen

so an.“ Wie viel Mut, denke ich, und vermutlich auch Überwindung muss es dann diejenigen gekostet haben, die sich bereit erklärt haben, genau das zu tun. Vielleicht sind beide Haltungen zu unserer Anfrage legitimer Ausdruck christlichen Selbstverständnisses. Vielen ist es wichtiger, die Dinge zu tun, als über ihre Motivation dazu zu schreiben oder zu reden. Ihr Friedens-Licht leuchtet trotzdem, es bleibt aber unter dem Scheffel und somit einer größeren Öffentlichkeit verborgen!



Martin Merkens
Seelsorge für Menschen mit Behinderungen
/ Krankenseelsorge
Bischöfliches Generalvikariat Münster
merkens@bistum-muenster.de